

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

11 (13.3.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrierte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N^o. 11.

Sonntag, den 13. März.

1904.

Kreuz oder Halbmond?

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Von Arno von Walden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

11. Kapitel.

Eine Schlacht war nahe.

Über die Ebene von Saron eilten die Bewohner des Landes, flüchtend, nach Westen und Osten hin sich zerteilend. Stürme waren niedergegangen über das Land; sie hatten die Früchte von den Bäumen geschlagen und vernichtet, die noch ungeerntet waren. Die mit furchtbarer Heftigkeit niederstürzenden Regengüsse drohten, Mißwachs und feurere Zeiten herbeizuführen.

Aber schlimmer als diese Naturereignisse war ein anderer Sturm, der dem Lande drohte. Die Truppen der Kreuzfahrer und des Sultans Selim II. von Jerusalem waren nur noch einige Tagemärsche entfernt; in den nächsten Tagen schon mochte es vielleicht zur Schlacht kommen.

Die Ziegenhirten vom Tiberiassee, die ihre Herden von dessen grasreichen Ufern nach Galiläa in ihre Heimat zurücktreiben wollten, kehrten wieder um. Die Jordanschiffer hatten viel zu tun in diesen Tagen, denn die Masse derer, die über den Fluß und den See Genesareth übergefekelt sein wollten, war groß. Sie flüchteten hinüber nach Osten in das Wüstengebiet. Dorthin würde ihnen der Krieg wohl nicht folgen.

Es waren Frauen und Kinder, die vor allem flüchteten. Männer waren wenige darunter; denn Selim, der Herrscher des Gebietes, hatte sie alle zusammengezogen und in seine Streitmacht aufgenommen.

Ein Trupp der Flüchtlinge stieß bei Napharnaum auf einen andern, der ihnen entgegen kam. Niedrige Lastwagen, die mit Schläuchen beladen waren, wurden von den Entgegenkommenden mit sich geführt. Offenbar waren es Winzer, die ihre Reichtümer in Sicherheit bringen wollten.

„Wohin eilt ihr?“ fragten sie. „Die Gegend von Norden her bis zum See Genesareth ist von den Christen eingenommen.“

„Wehe!“ sagten die Ankömmlinge. Und sie wandten sich südostrwärts, nach dem Jordan zu, um ebenfalls den andern gleich in die Wüste sich zu wenden.

Die Verwirrung war allgemein. Das Volk erwartete das Schlimmste von den Kreuzfahrern. Denn es hatte in Erfahrung gebracht, daß der Kriegszug derselben unternommen

sei, Sühne zu heischen. Es fürchtete, die Christen würden in gleicher Weise schalten und walten, wie es die islamitischen Heere bei solchen Gelegenheiten taten. Das Land war bald fast völlig verlassen und aller Lebensmittel entblößt, denn die Bewohner hatten in die unfruchtbare Oede der Wüste mit sich genommen, was sie zu schleppen vermochten, um dort gegen Teuerung und Hunger geschützt zu sein.

Selim, der Subidenfürst, baute darauf seinen Plan. Er hoffte, der Mangel an Lebensmitteln würde die Kreuzfahrer bald bestimmen, sich wieder zurückzuziehen, während er durch stetes Nachschaffen von Proviant vom fruchtbaren Landstrich um Gaza her seine Streitscharen stets mit dem zum Unterhalt Notwendigen versorgen konnte. Darum wich er auch absichtlich jedem Kampfe aus und zog sich vorsichtig stets zurück, wenn es zu einem solchen kommen sollte.

Die strenge Zucht im Heer der Kreuzfahrer unterstützte seine Absicht. Denn Ritter Alfonso del Aguila duldete nur im äußersten Falle der Not, daß seine Truppen den moslemitischen Einwohnern, die etwa noch zurückgeblieben waren, wider deren Willen etwas abnahmen. Im Gegenteil suchte er seine Lebensmittel einzig durch die Zufuhr aus dem den Christen unterworfenen Wüstenstrich her zu ergänzen.

So vergingen die Tage, ohne daß ein entscheidender Schlag gefallen wäre. Und wie die Tage, gingen die Wochen hin, langsam, tatlos, in ewiger Ungewissenheit. Schon brach der Dezember an. Er war ausnehmend mild und warm gegenüber den fröstelnden, regnerischen, trüben Tagen, die ihm vorausgegangen waren. Aber auch dieser Monat schien

vergehen zu wollen, ohne daß ein entscheidender Kampf geliefert wurde.

Das Heer der Kreuzfahrer lagerte in der Ebene von Nazareth. Der milde Himmel, der über dem Städtchen sich wölbte, wo der Erlöser einst seine Jugend verbracht hatte, tat allen wohl und ließ sie freudiger aufatmen.

Von den Weinspalieren hingen die Reben ungepflegt nieder; halbverwelkte, verödete Gärten lagen nach allen Seiten hin und taten dem Auge weh in ihrem häßlichen Mattgrün und ihrer Verwilderung. Die meisten Häuser waren unbewohnt, da die Einwohner auch hier geflohen waren.



Die Fünfhäuser-Kirche in Wien.

Die Christen zogen in die verlassenen Häuser und richteten sich ein zum kommenden Feste der Weihnacht. Denn dieses stand in der Nähe; nur wenige Tage noch, und die Kreuzfahrer wollten das bei ihnen stets mit ganz besonderer Würde und mit tiefem Ernst begangene Fest der Geburt Christi in dieser seiner Jugendstadt feiern. Die halb in Trümmern liegende christliche Kirche auf der westlichen Anhöhe der Stadt wurde notdürftig wieder hergestellt. In ihr sollte die Feier vor sich gehen. Die geistlichen Brüderschaften, die den Kern des Kreuzfahrerheeres bildeten, hatten viel zu wirken in jenen Tagen. Denn jeder wollte zum Feste von Christi Geburt Reinigung von seinen Sündenflecken finden.

Dann kam — es war am Vorabende des großen Festtages — die Kunde, das Heer Selims II. lagere nur eine halbe Tagreise vor der Stadt und es bestehe alle Wahrscheinlichkeit, daß es heute noch näher rücken werde. Diese Kunde verbreitete einigermaßen Aufregung unter den Kreuzfahrern; denn wie es schien, wollten die Streitkräfte Selims morgen, am Feste der Weihnacht, die Schlacht wagen.

Die Wachen in der Umgegend wurden verstärkt, das Heer ermahnt, sich stets in kampfbereitem Zustande zu halten. — Aber die Nacht verging und der Tag brach leuchtend und in wunderbarer Schönheit an, ohne daß eine Kunde erfolgt wäre, daß die Gefahr einer Schlacht gewachsen sei. Vielmehr lagerte Selims Heer, so meldeten Landleute, die aus der Gegend kamen, immer noch auf demselben Platze, offenbar wiederum entschlossen, den Versuch zu machen, die Christen durch Mangel an Lebensmitteln aus der Gegend zu verdrängen.

Die Straßen Nazareths zeigten an diesem Tage ein feierliches Gepräge. Was an Blüten noch aufzufinden war, war zum Schmuck der Häuser verwendet worden. Von der Christenkirche, die nun fast völlig wiederaufgerichtet war, grüßte das Banner des Kreuzes aus weißer Seide in flatternder Luft nieder und erglänzte im silberhellen Lichte, das klar und rein alle Straßen überflutete. Auf den Wegen zur Kirche hin lagen grüne Reiser, zum Zeichen der Neugeburt der Welt, die in jener wundervollen Nacht vor sich gegangen war. Das Heer zog in völliger Rüstung hinauf zur Kirche. Aber der Raum war zu eng für die großen Scharen. Daher hörten die Hauptleute und obersten Befehlshaber allein das heilige Opfer innerhalb der Mauern der engen Kirche. Die große Masse der Reifigen hatte sich um einen hohen Feldaltar versammelt, an dem ein geistlicher Ritter aus dem schon damals im höchsten Ansehen stehenden Orden der Tempelritter die heilige Handlung feierte. Nur wenige waren als Wachen zurückgeblieben, um einen etwa drohenden Anmarsch des feindlichen Heeres sofort zu melden.

Ein feierlicher Ernst lag auf den Mienen aller Männer. Sie fühlten die Weihe des Ortes und der Stunde. Auf der Anhöhe, wo sie standen, war einst wohl auch er gewesen, den die Welt verehrte als ihren Retter und Heiland. In seiner Kindheit und Jugend stand er hier, in Gebet und Einsamkeit versunken, sich vorbereitend auf seinen Beruf des Weltlehrers und Weltentsündigers. Hier hatte sein Schritt jeden Fleck des Bodens geweiht und der Blick seines Auges Himmel und Erde ringsum bis hinaus zum fernen, in blauem, klarem Dufte verschwimmenden Horizont gesegnet.

Sie lauschten andächtig den Worten, die der priesterliche Ritter sprach. Er sprach freilich nicht feine, schöngelegte Worte; ihm quoll es aus einer Brust, die mit härenem Gewand und mit Eisen umkleidet war. Und der eherne Ton des Kriegsmannes klang aus dem, was er predigte: vom Heldentod auf blutgetränkter Walfstatt, von eisernem Kampf mit Welt, Feinden und Hölle, der des Christenkriegers und vor allem des Kreuzfahrers Pflicht sei. Er zeichnete mit scharfem, steinernem Griffel die Gebote, die ein Streiter des Kreuzes erfüllen müsse; da war keine Weichheit, keine leichtverföhlliche Milde: Ernst, Seelenkraft und Glaubensmut waren die großen Ziele, die er allen steckte. Und die rauhen, ernsten, kampfharten Gestalten lauschten gesenkten Hauptes, Ruhe und Feierlichkeit in den Zügen ihres Antlitzes.

Die heilige Handlung war vorüber; die Reifigen und Ritter versammelten sich auf dem freien Platz um die Kirche, um die Befehle der Hauptleute entgegenzunehmen und sich dann zu ihren Posten zu begeben, oder wenn sie dienstfrei waren, in der Stadt zu zerstreuen.

Da sprengte ein Reiter in der Rüstung der Kreuzfahrer in Hast die steinige Straße herauf, daß die Funken sprühten. Vor dem Kriegsobersten, dem Ritter del Aguila, der inmitten

des Kreises seiner Hauptleute stand, sprang er vom Rosse nieder und meldete:

„Herr, ein Trupp der feindlichen Krieger reitet heran gegen die Stadt. Ich sah sie, als ich Wache stand!“

Die Aufregung, die diesen Worten folgte, war eine gewaltige. Die Heerführer eilten durch die Reihen, das Heer zu ordnen und zum Kampf bereit zu halten. Ein Ruf der Freude ging durch alle Glieder der christlichen Streitmacht; jeder war von Begeisterung und Siegeshoffnung erfüllt; jeder glaubte, heute an dem heiligen Tage werde Gottes Schwert sichtbarlich mit ihnen streiten.

Aber da stürmte schon ein zweiter Reifiger die Straße auf seinem schweißtriefenden Falben herauf, schon von ferne mit Gebärden der Hast und höchsten Eile winkend:

„Kein Kampf, kein Streit!“ rief er schon von weitem. „Die Feinde tragen die weiße Fahne des Waffenstillstands und des Friedens.“

Die Ueberraschung, die dieser Kunde folgte, war noch größer als zuvor. Daß die Muselmanen selbst den Frieden anbieten würden, hatte keiner gedacht und erwartet. — Dieser Ton der Ueberraschung klang denn auch deutlich aus Alfonso del Aguilas Stimme, als er nun fragte:

„Und Du hast wirklich recht gesehen?“

„Herr, sie halten vor dem Tore,“ erwiderte der Mann, noch immer mit fliegendem Atem insolge des scharfen Rittes. „Sie sind von ihren Rossen gestiegen und haben gebeten, Dich zu rufen, damit Du mit ihnen verhandelst.“

Die Stille lautlosen Erstaunens, die nach diesen Worten unter allen eintrat, sagte dem Reifigen, wie sehr seine Meldung gewirkt hatte. Aber Alfonso del Aguila ließ sich durch dies Staunen nicht heirren, sondern war sofort rasch entschlossen, dem Begehre der Abgesandten Folge zu geben. Zu den Großmeistern der drei Ritterorden, die in seiner nächsten Nähe standen, gewandt, erklärte er daher:

„Wohl scheint es mir geraten, dem Ansuchen Folge zu geben. Denn ein uns günstiger Friede ist's vielleicht, den wir erlangen, und viel kostbares Blut, das sonst fließen müßte, ist uns dabei erspart. — Wollt Ihr Herren mich wohl begleiten, die Gesandten zu empfangen?“

„Wir vertrauen Eurer Klugheit und Einsicht, Herr,“ erwiderte der Großmeister der Tempelritter, der dem Kriegsfeldherrn am nächsten stand. „Daher wollen wir Euch gerne das Geleite geben. Eilen wir, daß wir nähere Kunde erfahren!“

Die anderen stimmten ihm bei. Die Ritter stiegen auf und ritten die Straße hinab, indes das Heer zurückblieb, von Erregung, Verwunderung und gespannter Erwartung in gleicher Weise erfüllt. So sehr auch alle von Kampfesfreude brannten, so war die stille Feierlichkeit des Tages und die Weihe, die noch eben vom Gottesdienste her auf ihren Seelen lag, doch zu stark, um nicht auch in ihnen ein Verlangen nach Frieden wach zu rufen. Und auch sie sahen ein, daß zu viel Blut schon geflossen sei in den ewigfortdauernden Kämpfen zwischen Kreuz und Halbmond. Auch in ihren Herzen stieg ein Begehren auf: der inbrünstige Wunsch nach dem, was die Worte des ritterlichen Priesters ihnen eben verkündet hatten als die Botschaft, die in der ersten Weihnacht einst erlassen worden für alle Welt: „F r i e d e den Menschen auf Erden!“

Freilich der Kampf war notwendig, er war gerecht, er war gut. Aber notwendiger, gerechter und besser war doch der Wille zum Frieden, zur Erfüllung alles dessen, was einst in der Weihnacht in Bethlehem zum erstenmale der zerklüfteten, kampfs- und schmerzdurchtobten Menschheit aufgegangen war und was sich alles zusammenfaßte in einen, kleinen Worte: Liebe. Was frommte aller Kampf und Streit, wenn die Befenner des Halbmonds sich nie freiwillig dazu verstanden, Christus zu geben, was Christi war? Der Haß wuchs, die Liebe starb mehr und mehr in den dunklen Wirren des Streites. . . . Um so begehrenswerter erschien ihnen der Friede, den die Handlungsweise der feindlichen Streitmacht und die Absendung ihrer Friedensboten zu versprechen schienen. Denn in ihm lag ja die Vollendung all dessen, wofür sie litten, bluteten und starben, des Gebotes des Welt-erlösers.

12. Kapitel.

Der Reifige, der die Kunde gebracht hatte, der Friedensunterhandlungen wegen nahe der feindliche Trupp, hatte sich nicht getäuscht. Aus der Staubwolke, die die eilig heran-sprengende Truppenabteilung Selims verhüllte, bligte hoch

an dem eschlenen Schaft mit dem silbernen Anauf die schnee-weiße Fahne, die jedes Feldzeichens entbehrte. Vor dem Südtor Nazareth's sattelte der Trupp ab; drei Gestalten lösten sich aus der Schar und schritten langsam auf die ihnen entgegenkommenden vier christlichen Ritter zu, in deren Mitte Alfonso del Aguila näherkam.

Die Truppen hielten in ehrerbietiger Entfernung, als sich die beiderseitigen Anführer begrüßten. Aber eine Geberde des Erstnamens lief durch ihre Reihen, als sie sahen, wie Ritter Alfonso del Aguila, der den Großmeistern der drei Orden voranschritt, um dem Abgesandten der feindlichen Streitmacht die Hand zu reichen, mit einem Mal mitten in dieser Bewegung innehielt und sich wie in plötzlicher Ueberraschung an die Stirne griff. Aber rasch hatte sich der Ritter wieder gefaßt und, der Lage eingedenk, dem andern ohne ein Zeichen innerer Erregung die Hand gereicht.

„Ich grüße Euch, Herr,“ sagte er ruhig und fest. „Ich grüße Euch um so herzlicher, als Ihr uns frohe Kunde zu bringen scheint. Denn das Zeichen des Friedens, das Ihr mit Euch brachtet, will uns wohl solche frohe Botschaft verheißten.“

Sein Ton klang so unbewegt und kalt, daß Assad Ben Omar — denn dieser war es, den Sultan Selim zu den Verhandlungen bezüglich des Waffenstillstandes abgesandt hatte — unwillkürlich Bewunderung über dies gefaßte Verhalten empfand. Er ergriff mit gleicher Ruhe die ihm entgegengestreckte Hand, und sein Ton klang nicht minder gefest, als er entgegnete:

„Ich erwidere Eueru Gruß, edler Ritter. Wohl spracht Ihr richtig. Denn um des Friedens willen hat mich Selim, der Fürst aus dem Stamm der Zubiden, mein mächtiger Herr, den der Himmel segne, zu Euch gesandt. Und wohl hoffe ich, daß es uns gelingen wird, diesen Frieden herzustellen.“

Der Großmeister der Templer trat näher. Sein schneeweißer, langer Bart flog im Winde.

„Unser aller Wunsch ist dies,“ warf er ein. „Aber das eine sei nicht vergessen, daß wir es waren, die zuerst angegriffen wurden, die die Verletzten sind. Denn das Blut der Christen, die den Tod der Enthauptung fanden, hatte uns herbeigerufen, und nur, wenn eine Sühne für dieses vergossene Blut geleistet wird, kann vom Frieden für uns die Rede sein. Bedenket das, Herr!“

„Wohl bedachten wir es, ehrwürdiger Meister,“ sprach Assad. „Wir sahen ein, daß wir irrten in unserer strengen Bestrafung. Und Selim, mein großmächtigster Gebieter, ist bereit zum Ersatz und zur Buße, sofern Eure Wünsche nicht allzuhart für ihn sein werden. Diese Wünsche zu vernehmen, bin ich gesandt, und dann erst werde ich Euch näheren Bescheid von ihm zu erholen vermögen.“

Der Ritter del Aguila sann nach. Sollte er strenge Buße heischen? Er sah ein, daß auch diese ihm wohl kaum verweigert würde. Denn es entging ihm der Grund nicht, weshalb der feindliche Kriegsherr plötzlich zum Frieden so willig sich zeigte.

Die Gerüchte über das Herannahen der Mongolen und Tataren waren nämlich von Tag zu Tag beängstigender geworden. Von Nordosten her drangen sie vor; schon standen sie an der Grenze von Selims Reich, das in der bedrohten Richtung hin sich ausdehnte und das nächste zum Angriff war. Ehe es zum Kampfe mit den Christen, die ja nur die von Selims Reich fast völlig auf der Landseite umschlossene Küstengegend inne hatten, kam, mußte Selims Heer zum Kampfe sich bereit halten.

Der Sultan sah die schwierige Lage ein, in der er sich befand. Wagte er einen Kampf gegen die Kreuzfahrer, so waren unzweifelhaft für ihn Verluste an Streitkräften mit einem solchen verbunden, die ihm einen Krieg wider die furchtbar drohenden Mongolenhorden sehr erschweren mußten und ihm dort vielleicht Niederlage und Verlust seines Reiches brachten. Denn daß die Verluste in einer Schlacht mit dem christlichen Heere ganz bedeutende sein würden, erkannte er; hatten doch die Kreuzfahrer stets heldenhafte Tapferkeit und gewandte kriegerische Tüchtigkeit an den Tag gelegt. Suchte er aber dem Kampf mit den Christen jetzt auszuweichen, so war er von zwei Seiten bedroht, von Osten wie von Westen. Umso schwieriger mußte dann sein Standpunkt sein.

Alfonso del Aguila durchschaute richtigen Blicks diese Lage des feindlichen Herrschers. Er wußte, daß nur die höchste Not denselben bewogen hatte, sich mit Friedensbedingungen zu be-lassen. Es lag für den Ritter nahe, die weitgehendsten Forder-

ungen zu stellen. — Aber dann erwog er wieder: War nicht die von den Tatarenschwärmen finster herausziehende Gefahr noch unheilvoller und ernster als jene, welche vom Zubidenreiche bevorstand? Und ein williger, freudiger Friede, den er durch milde Bedingungen erreichen konnte, wog mehr als ein erzwungener, der für den Augenblick wohl weitgehende Wünsche der christlichen Streitmacht erfüllte, für die Zukunft aber stets nur den Zustand banger Spannung und verborgener Feindschaft wiederherstellte.

Er richtete sich hoch auf. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte das Mildeste verlangen, was möglich und mit der Waffenehre des christlichen Heeres verträglich war. Aber auf dieser Forderung wollte er um so fester bestehen.

„Wir freuen uns über den Willen Eures Gebieters, uns Sühne zu geben,“ sprach er, „und wir wollen unsere Wünsche nicht zu schroff gestalten, um eine Einigung zu erzielen, trotzdem uns schwere Beleidigung angetan wurde. So vernehm denn die Bedingungen, die wir nach reiflichem Ermessen als diejenigen erkannten, von denen wir nie und nimmer abgehen können. Verspricht Euer Gebieter, Fürst Selim vom Stamme der Zubiden und jetzt Herrscher über Jerusalem, die Christen seiner Hauptstadt und seines Landes frei ihren Gott anbeten zu lassen und nimmermehr jemand wegen dieses seines Christusglaubens zu verfolgen? Verspricht er uns, Frieden mit uns zu halten und nimmer zum Angriff wider die christlichen Landgebiete an Palästinas Westküste vorzugehen, außer wenn wir selbst zum Kriege wider ihn rüsten und selbst den Frieden brechen würden? Verspricht er zuletzt, ebensovielen seiner Christensklaven als die waren, die enthauptet wurden, die Freiheit zu geben? — Diese Kunde übermittelt Eueru Gebieter! Und so er dieses Begehren uns nicht zu erfüllen gedenkt, so lange kann auf Friede zwischen uns und ihm nicht gehofft werden.“

„Herr, es soll gemeldet werden, was Ihr wünscht,“ sagte Assad. „Und ich glaube, daß unser Gebieter allem zustimmen wird, was Ihr verlangt. Denn mild scheinen mir die Bedingungen, die Ihr stelltet. Erlaubt, daß wir uns wiederum entfernen, ihm Eure Botschaft zu überbringen!“

Sie stiegen auf; Alfonso del Aguila hielt Assad Ben Omar nach der ritterlichen Sitte jener Tage den Bügel, während dieser sich aufs Pferd schwang. Da neigte sich der Abgesandte Selims plötzlich nieder und seine Lippen dicht an das Ohr des Ritters bringend, sagte er:

„Herr, Ihr habt mich erkannt? Und denkt Ihr noch der Stunde, da wir uns zuerst trafen?“

Alfonso del Aguila schaute ihn ruhig und ernst an. Dann erwiderte er in ebenso gedämpftem Tone:

„Laßt den alten Zwist, Assad Ben Omar! Sei er heute mit dem Frieden begraben, den Ihr uns bringen werdet!“

„Nein, er sei nicht begraben, Ritter!“ sagte der andere. Aber auf den fragenden Blick des Ritters hin lenkte er ein: „Er sei nicht begraben, nicht vergessen! Doch noch versteht Ihr mich nicht. Aber Ihr werdet alles wohl bald erfahren. Nur eine Frage noch: Herr, Ihr hattet ein Kind?“

„Assad Ben Omar!“ Der Ritter fuhr überrascht auf. „Was wollt Ihr sagen —?“

„Ihr haltet es für tot? Für ertrunken in jener stürmischen Nacht, da wir uns zum erstenmal schauten —?“

„Ja, ja!“ Alfonso del Aquilas Stimme klang rasch, abgerissen, durchzittert von höchster Erregung. „Was wollt Ihr sagen? Redet! Oh, redet!“

„Noch sage ich nicht alles. Denn noch ist's nicht Zeit. . . Aber vielleicht heute Abend noch. . . Bis dahin hofft; denkt nicht mehr, daß Euer tapferer Knabe starb. Auf Wiedersehen!“

„Assad, halt ein!“ (Schluß folgt.)

Der Egoist.

(Nachdruck verboten.)

Unsonst! Unsonst! Sein Herz ist wie ein Stein,
Ist wie ein fester, erzgegoß'ner Schrein.
Du magst d'ran rütteln — doch Du sprengst ihn nicht,
Nie bringt hinein der Liebe Sonnenlicht!
Ein Egoist sein eig'nes Ich nur kennt;
Weh! Wenn für ihn Dein armes Herz entbrennt!
Laß ab! Laß ab! Hat Dich sein Bild gekannt, —
Vergesse ihn, — er hat Dich nicht erkannt!
Nach Jahr und Tag die Wunde ist geheilt,
Voll Mitleid dann Dein Auge auf ihm weilt.
Der stolze Mensch, ruinenhaft zu seh'n,
Er lernte nimmer diese Welt versteh'n! —

Wilhelm am Rhein.

Joseph Steberg.

Herrn Wohlfahrts Testament.

Frei nach dem Englischen von Frz. Wasserburg.

(Nachdruck verboten.)

„So ist er also tot, der Arme?“ fragte Frau Sander.
„Ja, er ist tot,“ antwortete ihr Gemahl.



Baracke des russischen Roten Kreuzes in Port Arthur.

Ein eigentümlicher Ausdruck von Trauer und Freude zugleich lag auf ihrem hübschen aber etwas abgehärmten Gesichte. Fünf Jahre schwerer Sorge hatten ihre Spuren zurückgelassen. Mit einem geringen Gehalte auskommen und dabei den äußeren Schein einer gewissen Wohlhabenheit aufrecht erhalten zu müssen, ist nicht leicht und die schönsten, rosigsten Wangen können dabei ihre Frische verlieren. Auch die angenehmen, fast edeln Züge ihres Gatten zeigten eine Mischung von Kummer und Freude.

„Was wird nun werden?“ fragte die junge Frau.

„Was für uns Pfunde waren, waren für ihn Pfennige,“ antwortete Herr Sander, „und er sagte, daß wir nach seinem Tode nicht übel daran sein sollten. Ja, das sind seine eigenen Worte.“

Beide hatten eine schlaflose Nacht. Schwere Gedanken kreuzten sich in Frau Sanders Hirn, aber sie beschäftigten sich weniger mit dem verstorbenen Herrn Wohlfahrt, als mit der Geschichte der letzten fünf Jahre. Welch eine Zeit war dies! Fünf Jahre schwerer, verantwortungsvoller Arbeit für geringen Lohn. Was sind 250 Pfund jährlich für einen Mann, der Millionen zu verwalten hatte! Aber der scharfsichtige Herr Wohlfahrt, der tote und nun so arme Herr Wohlfahrt, der ehemalige Millionär, hatte in Herrn Sander einen treuen und ehrlichen Verwalter gehabt.

Zehn Tage später empfing Herr Sander einen Brief von Herrn Malmann, der ihn aufforderte, der Testamentsöffnung beizuwohnen. Während dieser zehn Tage hatte das Ehepaar fortwährend seine Vermutungen über die Höhe des Vermächtnisses ausgetauscht, das sie von der Güte und dem Gerechtigkeitsgefühl des Herrn Wohlfahrt erwarteten. Sie waren keineswegs geldgierig, aber beide Ehegatten hatten den heißen Wunsch, sich gegenseitig das Leben etwas besser zu gestalten, als ihnen dies seither bei ihren bescheidenen Mitteln möglich gewesen. Wenn Eines dem Andern eine Freude bereiten konnte, waren sie überglücklich. Herr Sander hätte so notwendig einen neuen schwarzen Rock gebraucht und an diesem schicksalsschweren Tage bestand die ganze Feier-

lichkeit seiner Kleidung in einer besonders ausgiebigen Behandlung durch Bürste, Wasser und Salmiakgeist. Als er an Herrn Malmanns Bureau angelangt war, versagte ihm vor Erregung fast der Atem und mit wankenden Knien, einem alten Manne gleich, stieg er langsam die Treppe hinauf.

Vier Männer waren in dem großen hellen Zimmer versammelt, an dessen Wänden Bücher und Aktenschränke standen. Sander erblickte den Advokaten, der ihm als ein listiger Schlaufkopf bekannt war, und dem er mißtraute; er vermutete, daß die andern Herrn Wohlfahrts Neffen seien, von denen dieser ihm gelegentlich gesprochen und sie als äußerst habgierig bezeichnet hatte. Der Advokat stellte sie ihm als die Herren Georg und Frank Wohlfahrt und Nathan Reisinger, Neffen des Verstorbenen, vor, und begann darauf, das Testament zu verlesen.

Zuerst kamen verschiedene Vermächtnisse; zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten waren bedacht worden. Halb im Traum hörte Sander zu; er wartete auf die Erwähnung seines Namens und dachte, es bliebe schließlich kaum noch etwas für ihn übrig.

Nun machte Herr Malmann eine Pause. „Das sind die verschiedenen Legate,“ bemerkte er. „Die eigentliche Hinterlassenschaft fällt in drei gleichen Teilen den Herren Georg und Frank Wohlfahrt und Nathan Reisinger zu.“

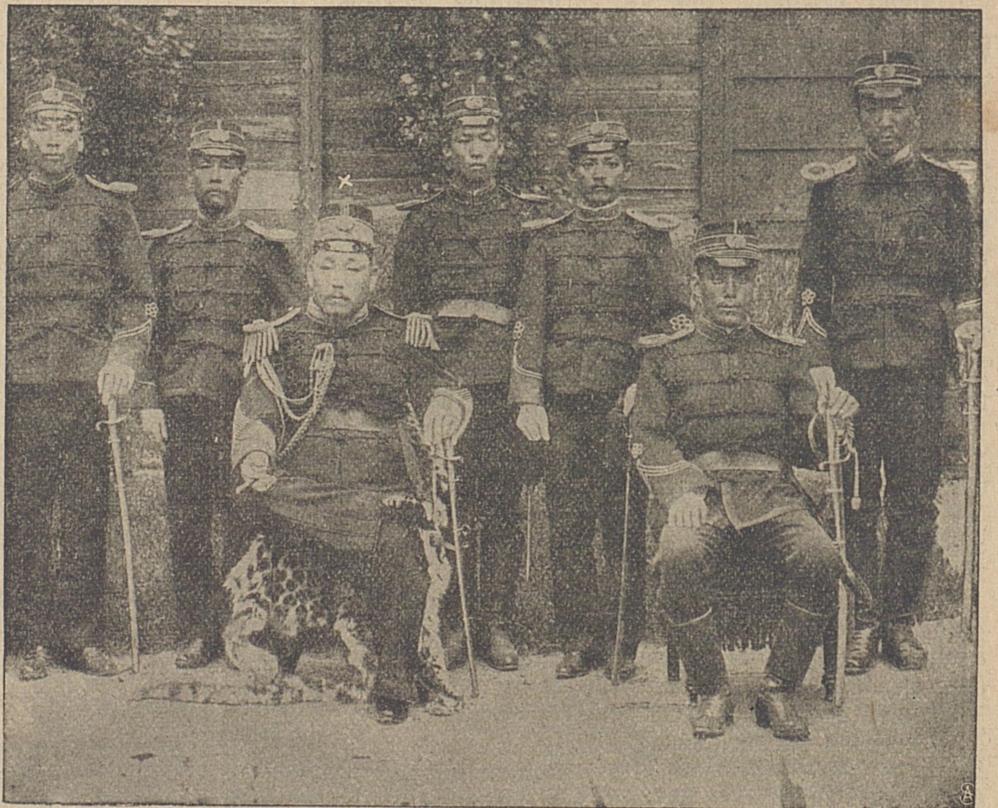
Damit faltete der Advokat das Papier wieder zusammen. Sander seufzte tief, in seinem Kopf ging alles wirr durcheinander und obgleich er fühlte, daß er etwas sagen

müsse, brachte er kein Wort über die Lippen.

„Es findet sich noch ein Zusatz bei dem Testament,“ fuhr der Rechtsgelehrte fort und von neuem erfüllte eine schwache Hoffnung die Brust des enttäuschten Mannes, „welcher bestimmt, daß die drei Haupterben Herrn John Sander als Testamentsvollstrecker zu betrachten haben. Das ist alles.“

„Wie? Alles?“ wiederholte Sander betäubt.

„Ja.“



Koreanischer Gen ra' (X) mit seinem Stab.

„Aber Herr Wohlfahrt sagte doch . . .“
„Was er sagte,“ unterbrach Herr Malmann, „ist von keinerlei Bedeutung. Dieser Zusatz zum Testament wurde wenige Tage vor dem Tode des Erblassers beigelegt.“

Herr Sander verließ das Zimmer. Wie er heimkam, ob zu Fuß oder mit Hilfe eines Omnibus, konnte er sich später

nie entjinnen. Auf sein Schellen öffnete Frau Sander selbst, denn das „Mädchen für alles“ war mit Einkäufen für das große Festmahl beschäftigt, das sie zur Feier dieses Freudentages herrichten wollten.

„Mein armes, liebes Frauchen!“ sagte Herr Sander, als er ihre freudestrahlenden Augen auf sich gerichtet sah. Weiter brachte er nichts heraus und es war auch nicht nötig, denn seine Züge sprachen mit tausend Zungen, wenn auch der Mund geschlossen blieb.

„Was liegt daran?“ sagte Frau Sander mühsam. „Wir sind jung und gesund und können arbeiten, und vielleicht ist es noch besser so . . .“ Aber weiter kam sie nicht, meinend lagen sich beide in den Armen.

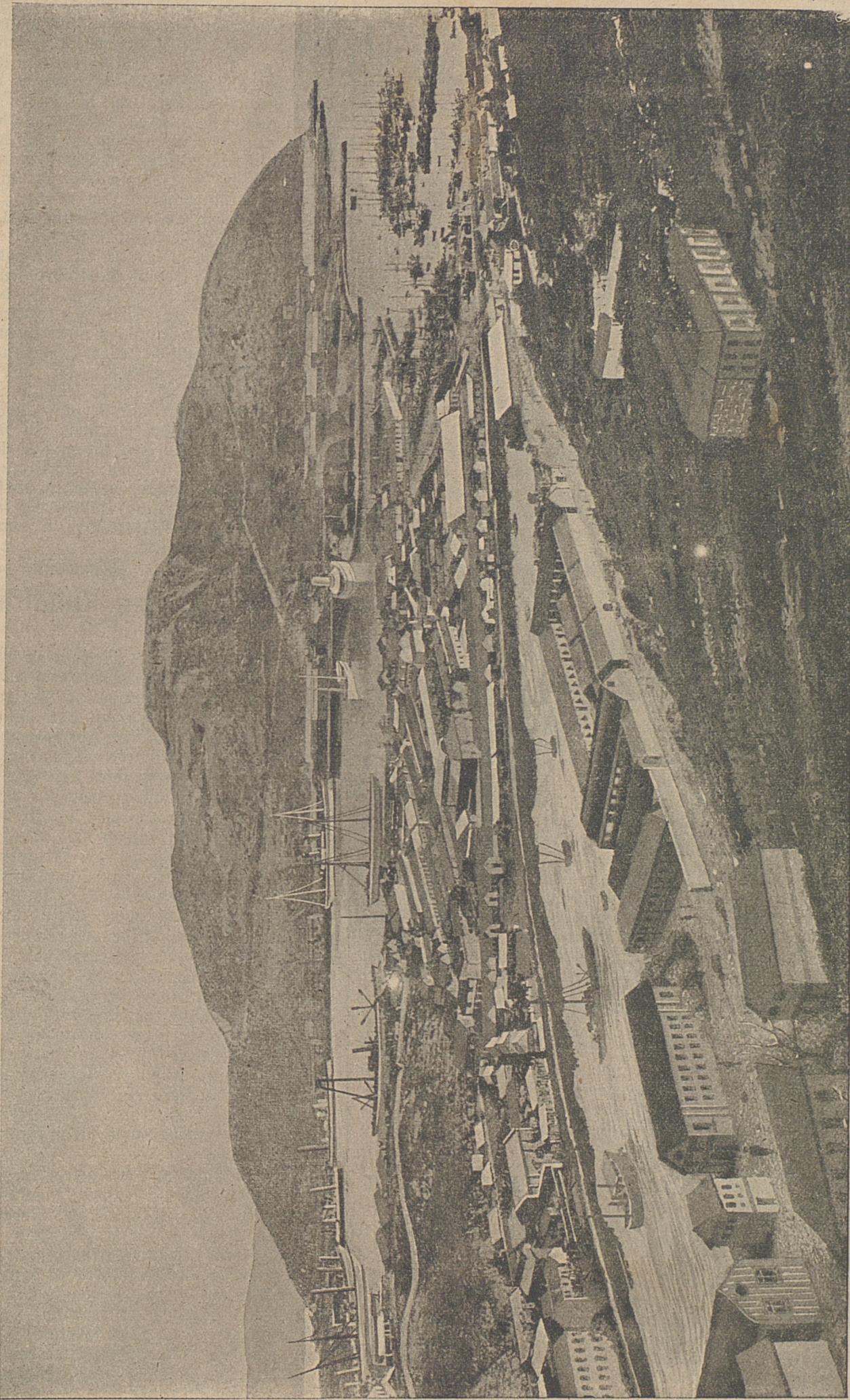
Während der nächsten Tage bemühte sich Herr Sander eifrig um eine neue Stelle, da er aber keinerlei Verbindungen besaß, hatte er trotz seiner vorzüglichen Zeugnisse und seines einnehmenden Wesens kein Glück. Tag für Tag verging, ohne daß sich ihm etwas Passendes geboten hätte.

Schließlich kam ein Brief von dem Advokaten, der ihn für den nächsten Nachmittag zu sich bestellte. Das schien Herrn Sander indessen wenig wichtig, in esmal folgte er dem Rufe, ohne seinen Feiertagsrock in eine Behandlung von Bürste, warmem Wasser und Salmiakgeist gegeben zu haben.

Die drei Haupterben waren wiederum zugegen.

Nach einigen nichtsjagenden Redensarten legte der Advokat John Sander nahe, daß es besser sei, wenn er auf das Amt eines Testamentsvollstreckers verzichte. Die Hinterlassenschaft betrage

einige Millionen Sterling und mit Ausnahme von etwa fünfzigtausend Pfund läge der eigentliche Wert in den un-



Vom Kriegsschaulager in Ostasien: Gesamtbild des russischen Kriegshafens und der Festung von Port Arthur.

gehören Grundstücken, die Herr Wohlfahrt in Amerika besitzen. Er erklärte, es sei für Herrn Sander unter diesen Verhältnissen äußerst umständlich und kostspielig, das ihm

zugeschriebene Amt auszufüllen und legte ihm schließlich eine schriftliche Erklärung vor, die er unterzeichnen sollte. Fast willenlos ergriff Sander die Feder und tauchte sie in die Tinte. Ehe er indessen seinen Namen schrieb, blickte er zufällig auf und bemerkte den Ausdruck großer Befriedigung auf den Gesichtszügen der Andern. Im ersten Augenblick machte er sich darüber keine Gedanken, dann aber zögerte er.

„Ich weiß nicht, ob ich recht tun würde; wenn ich alles bedenke, hat doch Herr Wohlfahrt gewünscht, daß ich das Amt des Testamentsvollstreckers übernehme.“

„Er hat aber nicht schön an Ihnen gehandelt,“ warf Frank Wohlfahrt ein.

„Das beruht vielleicht auf einem Mißverständnis,“ antwortete der gutmütige Sander. „Er mag sein Versprechen vergessen haben. Ich denke deshalb nicht schlimm von dem Toten und möchte auch seine Wünsche nicht unberücksichtigt lassen.“

„Sie sind sehr gefühlvoll,“ meinte Herr Malmann, „aber ich ziehe nur den geschäftlichen Vorteil in Betracht.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ stimmte Nathan Reschinger bei. „Wenn Sie das Papier unterzeichnen, wollen wir Ihnen fünfhundert Pfund auszahlen.“

John blickte ihn erstaunt an. Er glaubte in den Augen Reschingers eine merkwürdige Spannung und Gier wahrzunehmen.

„Wir wollen tausend sagen,“ fügte Georg Wohlfahrt bei, nachdem er mit Reschinger einen flüchtigen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte, der Sander nicht entgangen war.

„Tausend Pfund,“ rief er ungläubig, „für das Unterzeichnen dieses Papiers!“

„Nun, ja,“ sagte der Advokat etwas ungeduldig. „Es bedeutet dies die förmliche Verzichtleistung auf das Amt eines Testamentsvollstreckers.“

„Ich glaube es Ihnen, aber danach scheint mir diese Angelegenheit keineswegs so unwichtig wie ich zuerst annahm. Es ist meine Gewohnheit, in wichtigen Dingen mich niemals zu entscheiden, ehe ich mit meinem Weibe darüber beraten habe. Ich will ihr das Papier vorlegen und wenn sie damit einverstanden ist, werde ich unterzeichnen.“

Merger und Enttäuschung malten sich in den Zügen der vier Männer, die ihrer Sache bereits sicher gewesen und noch eine halbe Stunde lang bemühten sie sich vergeblich, Sander zu überreden.

Frau Sander hatte einen nicht geringen Mutterwitz und neigte mehr wie ihr Mann dazu, andern zu mißtrauen. Ihr erster Gedanke war der, daß die drei Erben die Auszahlung der verschiedenen Vermächtnisse für Wohltätigkeitsanstalten unterlassen wollten. So rasch ihr aber dieser Argwohn gekemmen, so rasch bedauerte sie ihn, denn John erklärte sofort, daß, wenn dies der Fall wäre, es seine unabweißbare Pflicht sei, die Annahme des Geldes zu verweigern, und seines Amtes als Testamentsvollstreckter zu walten. Frau Sander war im Grunde des Herzens ehrlich und gewissenhaft und stimmte ohne weiteres ihrem Manne bei, wenn es ihr auch anfangs nicht ganz leicht wurde, auf den sicheren Gewinn von tausend Pfund zu verzichten. Dann besprachen sie den Fall noch weiter und Herr Sander erklärte, es sei eigentlich eine starke Zumutung, daß ein Testamentsvollstreckter für die Mühe und Arbeit, die er habe, nicht entschädigt werde. Ein neuer Gedanke durchzuckte Frau Sander wie ein Blitz.

„John, lieber John!“ rief sie, „vielleicht werden in Amerika die Testamentsvollstreckter bezahlt und diese Menschen wollen Dich beschwindeln.“

Herr Sander erinnerte sich der verschiedenen Blicke des Einverständnisses, welche im Bureau des Rechtsanwalts zwischen diesem und den drei Erben gewechselt worden waren und erzählte seiner Frau genau die Beobachtungen, die er gemacht hatte.

„Wir müssen einen Rechtsgelehrten fragen,“ sagte Frau Sander, erregt; „einen Mann, der das amerikanische Gesetz kennt. Welch ein Glück, daß gerade Dr. Wilson, der Amerikaner, welcher sich mit meiner Freundin Milly verlobt hat, hier ist. O Du einfältiger Schwarzseher! Du brauchst nicht zu verzweifeln. Es wird nun doch alles gut werden.“

Sie eilte in ihr Ankleidezimmer und kehrte bereits nach wenigen Minuten zum Ausgehen bereit zurück. Beide begaben sich sofort zu dem amerikanischen Rechtsgelehrten und trugen ihm den Fall vor.

Dr. Wilson kannte das amerikanische Gesetz bis auf den

letzten Buchstaben und wußte alsbald, was die Glocke geschlagen hatte.

Am nächsten Morgen begab er sich mit Herrn Sander in das Bureau des Rechtsanwaltes, wo sich auch die drei Neffen des verstorbenen Herrn Wohlfahrt eingefunden hatten. Es fand eine äußerst kalte, gemessene Begrüßung statt.

„Meine Herren,“ begann der Amerikaner, „ich brauche Ihre Zeit nur auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen. Mein Freund Sander und ich, wissen ganz genau, daß es Ihnen als hochsinnigen Männern nicht einfallen würde, irgend jemanden einen Schaden zufügen zu wollen; aber es ist doch ein rechtes Glück für Herrn Sander, daß er selbst für tausend Pfund diese Verzichtleistung nicht unterschrieben. Sie haben natürlich vergessen, ihm zu sagen, daß in den Vereinigten Staaten dem Testamentsvollstreckter ein bedeutender Prozentsatz der gesamten Hinterlassenschaft zukommt. Nach unserem Gesetz beträgt der Anteil, der aus dem amerikanischen Grundbesitz des Herrn Wohlfahrt seinem Testamentsvollstreckter zufällt, 300 000 Dollars. Es kann auch noch etwas mehr sein, wenn die Besitzungen ausgedehnter sind, als wir glauben, aber wir begnügen uns mit dieser Summe.“

Wie Herr Wohlfahrt es bestimmt, waltete Sander seines Amtes als Testamentsvollstreckter, das ihm ein Vermögen einbrachte. Beide Ehegatten leben nun in einem malerisch gelegenen Landhause, das sie zum Andenken an ihren Wohltäter „Villa Wohlfahrt“ nennen. In dem prachtvollen, weit ausgedehnten Parke, der es umgibt, befindet sich auch ein Teich und zu den liebsten Beschäftigungen des Ehepaares gehört das Angeln nach den Fischen, die sich in demselben tummeln. Aber selbst wenn keiner von ihnen anbeißen will, halten sich Herr und Frau Sander dennoch für die glücklichsten Menschen der Welt.

Kleine Rundschau.

9. März 1904.

Im Verein für innere Medizin zu Berlin hat kürzlich der berühmte Forscher, Professor von Behring, seine Ansichten über die Entstehung und Bekämpfung der Schwindsucht ausgesprochen. Danach wäre die Entstehung der tuberkulösen Lungenschwindsucht vorwiegend auf tuberkulöse Ansteckung im Kindheits- oder Säuglingsalter zurückzuführen; die Ansteckung in der späteren Lebenszeit sei zwar nicht gleichgültig, aber auch nicht wesentlich. Bei Versuchen, die mit Tieren gemacht worden, habe sich gezeigt, daß die Ansteckung im Säuglingsalter immer das Ausschlaggebende sei und danach stehe fest, daß bei den Menschen die Lungenschwindsucht das Ende einer Ansteckung mit Schwindsuchtskeimen sei, in der frühesten Lebenszeit stattgefunden habe. Diese Früh ansteckung käme ohne Zweifel durch die Kuhmilch zustande, die dem Säugling gegeben werde. Nun finden sich in der Milch gewisse bakterienfeindliche Körper, über welche Professor von Behring genaue Untersuchungen angestellt hat. Da diese Körper bereits bei 60 Grad zerstört werden, hält er die abgekochte Milch für die Säuglingsernährung unter allen Umständen minderwertig, wenn nicht schädlich. Um die bakterienfeindlichen Körper zu erhalten, genügt ein geringer Formalinzusatz. Auf diese Formalinmilch, die bei Versuchen an Kälbern ein geradeszu glänzendes Ergebnis gezeigt und auch zur Beseitigung der Typhuskeime als sehr geeignet erscheint, setzt Professor von Behring für die Zukunft die größten Hoffnungen.

Die Ausführungen des gelehrten Forschers sind indessen in ärztlichen Kreisen lebhaftem Widerspruch begegnet. Außer dem Geheimrat, Professor Dr. Robert Koch, hat Behring auch die Geheimräte Fränkel und Baginski gegen sich. Ersterer betont besonders, daß, wenn Behrings Ansicht richtig sei, der Verlauf der Krankheit ein ganz außerordentlich langsamer sein müsse, da die Hauptsterblichkeit erst nach dem dreißigsten Lebensjahr zu verzeichnen sei; letzterer führt aus, daß, wenn das Kind einer schwindsüchtigen Mutter, das von einer gesunden Amme genährt worden, doch an Schwindsucht sterbe, ererbte Ursachen oder Einatmungschwindsucht vorliege. Sedenfalls werden auf grund der neuen Anschauungen Behrings eingehende Forschungen angestellt werden, um diese verheerende Volkskrankheit wirksam bekämpfen zu können.

Als Ansteckungskrankheit wird die Schwindsucht auch von der Sanitätskommission in Sydney, der Hauptstadt von Neu-

Südwales, aufgefaßt. Diese Kommission hat die äußerst strenge Maßregel getroffen, alle Tuberkulosekranken einer vollständigen Absonderung zu unterwerfen. Es ist indessen zweifelhaft, ob eine derartige gesellschaftliche Verbannung durchzuführen sei. In Norwegen muß die Schwindsucht als eine ansteckende Krankheit gemeldet werden und die Sachverständigen entscheiden darüber, ob der Kranke abgesondert werden soll oder nicht. Ein bedeutender Londoner Arzt vertritt die Ansicht, daß alle Mediziner gezwungen sein sollten, die Schwindsucht als ansteckende Krankheit zu melden. Dieses Verfahren sei bereits seit längerer Zeit in New-York eingeführt und habe sich vortrefflich bewährt.

Die Fünfhäuser Kirche in Wien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Unsere Abbildung zeigt eine der zahlreichen in den Vorstadtbezirken Wiens gelegenen Kirchen. Die Stadt ist bekanntlich in Bezirke eingeteilt, welche sich von der inneren Stadt — dem ersten Bezirk — strahlenförmig abzweigen. Der fünfzehnte Bezirk — Fünfhäuser — befindet sich am Westende Wiens und seine größte Zierde ist die Kirche, welche unter den neueren Kirchen der Stadt in erster Linie genannt zu werden verdient. Ihr Erbauer ist Oberbaurat Friedrich von Schmidt, nach dessen Plänen auch die Lazaristenkirche, die Sankt Othmarirche und die Pfarrkirche von Brigittenau ausgeführt wurde. Als Baumeister des Stephansdomes wurde unter seiner Oberleitung der Turm von St. Stephan vollendet. Ebenso ist er der Erbauer des in deutsch-italienischer Gotik ausgeführten Wiener Rathauses und des akademischen Gymnasiums.

Die Fünfhäuser Pfarrkirche ist ein achteckiger Zentralbau im gotischen Stil und macht mit den zwei schlank aufsteigenden Türmen, der mächtigen Kuppel und den vorgelegten Ausbauten einen äußerst würdigen Eindruck.

Das in reicher Farbenpracht ausgemalte Innere der Kirche ist ebenfalls von großartiger Wirkung, wie auch die einzelnen Kapellen des Kapellenfranzes Bewunderung erregen. Die Bauzeit der Kirche fällt in die Jahre 1867—1875, in welcher Zeit auch die St. Othmarirche und die Pfarrkirche in der Brigittenau entstanden.

Professor Dr. Karl Theodor v. Heigel,

der neue Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

(Nachdruck verboten.)

An Stelle des vor wenigen Wochen dahingegangenen R. v. Zittel ist der Geschichtsschreiber Karl Theodor von Heigel zum Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Geheimer Rat von Heigel, 1842 in München geboren, ist seit 1885 ordentlicher Professor der neueren und bayerischen Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt.



Professor Dr. Karl Theodor v. Heigel.

Der gelehrten Körperschaft, an deren Spitze er jetzt gestellt worden ist, gehört er schon seit 1876 als Mitglied an. Auf seinem Spezialgebiet, der bayerischen Geschichtsforschung, hat er sich durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen und Ausgaben besondere Verdienste erworben, in weiten Kreisen sich durch zahlreiche, in mehreren Bänden gesammelte Vorträge und Essays bekannt gemacht, die in ungemein früher, fesselnder Darstellung die Ergebnisse gewissenschaftlichsten Nachstudiums dem gebildeten Publikum vermitteln. Ein großangelegtes Werk ist seine „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches“, wovon der erste Band vollendet vorliegt. Als akademischer Lehrer genießt Karl Theodor von Heigel bei seinen Schülern eine Beliebtheit und Verehrung, die sich nicht allein auf seine wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch auf seine vortrefflichen menschlichen Eigenschaften gründet.

Der russisch-japanische Krieg.

(Mit Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Es war von vornherein anzunehmen, daß die ersten Kämpfe in dem Kriege zwischen Rußland und Japan den beiderseitigen Flotten zufallen würden, und in der Tat machten bereits in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar 1904 japanische Torpedoboote einen plötzlichen Angriff auf das auf der äußeren Reede Port

Arthur's liegende russische Geschwader, wobei zwei Panzerschiffe und ein Kreuzer nicht unerhebliche Verletzungen erhielten.

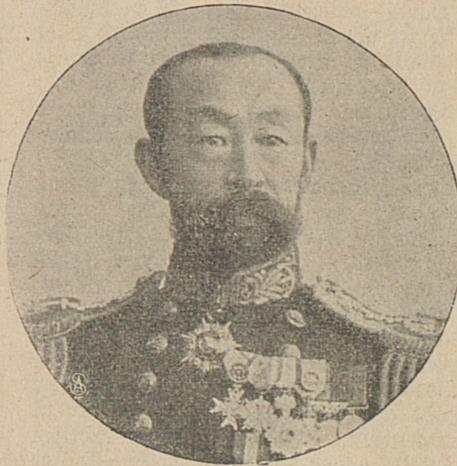
Rußischerseits hätte man sich darüber klar sein müssen, daß man nur bei einer Vereinigung aller in Ostasien befindlichen Streitkräfte der japanischen Marine gewachsen sei, trotzdem befand sich bei der Eröffnung des Krieges bloß das Gros der russischen Schiffe im Hafen von Port Arthur, während eine kleinere Gruppe in Wladiwostok und eine dritte nach Tschumulpo entsandt war. Noch dazu blieb die Hauptgruppe ohne jede genügende Aufklärung und Sicherung dem nur wenig entfernten Gegner gegenüber, und diese Sorglosigkeit hat das Mißgeschick der russischen Flotte verschuldet, deren beste Schiffe dort beschädigt worden sind.

Am 24. Februar fand ein erneuter Angriff der japanischen Flotte bei Port Arthur statt, der aber von den Russen zurückgeschlagen worden ist. Mehrere japanische Schiffe wurden zum Sinken gebracht.

Was die russische Seefestung Port Arthur selbst angeht, so liegt sie an der Südspitze der Liautunghalbinsel. Der sehr stark befestigte Ort wurde am 22. November 1894 von den Japanern genommen und im Frieden von Shimonojoki mit ganz Liautung von ihnen beansprucht, entging aber dem Reiche des Mikado durch die diplomatische Intervention Rußlands, Deutschlands und Frankreichs. Bereits am 18. Dezember 1897 wurde der Platz von den Russen besetzt, mit ganz Liautung am 15. März 1898 von China an Rußland auf 25 Jahre durch Pachtvertrag abgetreten und später zum Endpunkt der sibirischen bezw. mandchurischen Bahn bestimmt. Port Arthur besitzt ein Hafenbecken von 460 Meter Länge und 320 Meter Breite mit einer Tiefe von mindestens 8 Meter. Es hat drei Forts, eine Reihe kleinere Werke und eine Anzahl von Anschließlinien. Ferner befindet sich in Port Arthur ein gewaltiges Trockendock mit den modernsten Einrichtungen für die Reparatur größter Kriegsschiffe, und ein zweites noch größeres Dock dürfte der Vollendung nahe sein. Port Arthur ist auch der Sitz der „Statthalter-schaft des fernsten Ostens“, die dem Admiral Alexejew mit ausgedehnten Vollmachten übertragen worden ist. Die Garnison, die im Vorjahr 14 000 Mann stark war, ist seither noch verstärkt worden. Um den kleineren Osthafen gruppiert sich die schmutzige und unwirtliche Stadt. Höhenzüge umgeben den Osthafen, an dessen Eingang zwei Vorgebirge mit angelagerten Klippen sich erheben. Bevor die Russen in den Besitz des Kriegshafens und Waffenplatzes gelangten, waren es deutsche Ingenieure und Baumeister, welche die Anlagen herstellten.



Admiral S. Ito, Chef der japanischen Marine.



Admiral Togo, Befehlshaber des japanischen Geschwaders vor Port Arthur.

Generalleutnant Stössel

wurde Mitte Februar zum Befehlshaber des neu zusammengestellten dritten sibirischen Armeekorps ernannt, das mit dem ersten und zweiten Korps und einigen gesonderten Truppenteilen die Mandchurei-Armee bilden wird. General Stössel, ein geborener Deutscher, ist ein verdienter russischer Offizier, steht schon seit Jahren in Ostasien und führte auch während der Chinawirren 1900/1901 einen Teil des russischen Expeditionskorps in der Mandchurei und in Peitschili. Zuletzt war er provisorischer Kommandant der Festung Port Arthur.



Generalleutnant Stössel.

